

ALPHONSE DAUDET
Im Land der Schmerzen

Alphonse Daudet, geb. 1840 in Nîmes/Provence, zählte zu den erfolgreichsten französischen Autoren der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (u. a. *Tartarin von Tarascon*, *Briefe aus meiner Mühle*, *Der kleine Dingsda*). Er starb 1897 in Paris.

Julian Barnes, geb. 1946 in Leicester, erhielt für sein umfangreiches erzählerisches und essayistisches Werk (u. a. *Flauberts Papagei*, *Vom Ende einer Geschichte*, *Der Mann im roten Rock*) zahlreiche internationale Literaturpreise. Neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit machte er sich einen Namen als Übersetzer französischer Literatur, u. a. von Alphonse Daudet und Gustave Flaubert. Barnes lebt in London.

ALPHONSE DAUDET

IM LAND
DER SCHMERZEN

Aus dem Französischen
von Dirk Hemjeoltmanns

Mit einer Einleitung, einem Nachwort und
Anmerkungen von Julian Barnes
Aus dem Englischen von Bernhard Liesen



ALEXANDER VERLAG BERLIN

INHALT

Julian Barnes

Einleitung

S. 7

Vorwort zur französischen Erstausgabe
von André Ebner, Daudets letztem Sekretär

S. 23

I.

Μαθήματα – Παθήματα

S. 27

II.

Im Land der Schmerzen

S. 81

Julian Barnes

Nachwort

S. 109

Nachbemerkung zur Syphilis

S. 115

EINLEITUNG

Im Jahr 1883 unterzog sich Turgenjew in Paris einer Operation, bei der eine Nervengeschwulst im Unterleib entfernt werden sollte. Statt Chloroform verabreichten ihm die Ärzte Äther, und er war während des Eingriffs bei Bewusstsein. Danach erhielt er Besuch von seinem Freund Alphonse Daudet, mit dem er schon häufig in Gesellschaft von Flaubert, Edmond de Goncourt, Zola und anderen diniert hatte. »Während der Operation«, erzählte Turgenjew Daudet, »dachte ich an unsere gemeinsamen Abendessen und versuchte, die treffenden Worte für das Gefühl zu finden, wie der Stahl meine Haut durchschnitt und in meinen Körper eindrang ... Es war, als bohrte sich eine Messerklinge in eine Banane.« Überliefert wurde diese Anekdote von Goncourt, und zwar mit folgendem Kommentar: »Unser alter Freund Turgenjew ist ein echter Homme de Lettres.«

Wie kann man mit Worten der Krankheit, dem Sterben und dem Tod am besten gerecht werden? Obwohl Turgenjew ein tadelloses Beispiel gegeben hat, entzieht sich der Schmerz in der Regel der Darstellung. Als für Daudet die Zeit des Leidens gekommen war, machte er die Entdeckung, dass der Schmerz – wie auch die Leidenschaft – das

Individuum verstummen lässt. Die Worte fließen erst wieder, »wenn alles vorbei ist, wenn die Dinge sich wieder beruhigt haben. Sie sprechen nur von Erinnerung, kraftlos oder unwahr.« Ob der nahe Tod zu Geistesschärfe und letztgültigen Wahrheiten führt, ob sich der Lebensfilm als *Aide-Mémoire* vor dem geistigen Auge abspult oder nicht – man wird dadurch wohl kaum zu einem besseren Schriftsteller. Zurückhaltend oder unbekümmert, weise oder großspurig, dichterisch oder journalistisch – man wird weder besser noch schlechter schreiben als zuvor. Das dichterische Temperament zeigt sich dieser neuen Herausforderung gewachsen – oder auch nicht. Als Harold Brodkeys heroische – auch, wie es schien, heroisch selbstbetrügerische – Bestandsaufnahme des eigenen Sterbens im *New Yorker* publiziert wurde, gratulierte ich der Herausgeberin, weil sie »alles drin gelassen« und somit Brodkeys beeindruckende Ego-manie für den Leser sichtbar gemacht habe. »Sie hätten mal sehen sollen, was wir alles gestrichen haben«, lautete ihre sarkastische Antwort.

Der Romancier, Dramatiker und Journalist Alphonse Daudet (1840–1897) ist heutzutage ein weitgehend vergessener Autor, in dem man gemeinhin einen sonnigen Humoristen und makellosen Stilisten sieht, der in seinen *Lettres de mon moulin* (1869) [*Briefe aus meiner Mühle*], und in *Tartarin de Tarascon* (1872) [*Tartarin von Tarascon*] wohlwollend – wenn

auch einseitig – das Leben in der Provence schildert. Schüler des Französischen erhalten seine Texte als Anfängerübungen – »versucht euch mal daran«. Doch zu seiner Zeit war Daudet nicht nur ein hochgradig erfolgreicher (und sehr reicher) Autor; er saß auch mit den literarischen Größen seiner Epoche an einem Tisch. Dickens nannte ihn »meinen kleinen französischen Bruder«; Henry James, der Daudets Roman *Port-Tarascon* (1890) ins Englische übersetzte, sprach von »einem großen kleinen Romancier«. Für Goncourt war er »mon petit Daudet«. Daraus könnte man schließen, dass Daudet von kleiner Statur war. Er war liebenswürdig, großzügig und gesellig – ein leidenschaftlicher Beobachter, dessen Redefluss kaum zu bremsen war. All das findet sich auch in seinen Werken wieder. Henry James beschreibt ihn als »den glücklichsten Romancier«, als den »bei weitem *charmantesten* Geschichtenerzähler seiner Zeit«. »Vielleicht«, fügt James einschränkend hinzu, »war er nicht gerade der Beobachter der tiefsten Lebensphänomene, dafür aber des gesamten Reichs des Unmittelbaren, der äußerlichen Gefühlsdarstellung und des Tatsächlichen.« Diese ambivalenten Charakterisierungen weisen darauf hin, dass Daudet zu jenem Typus von hart arbeitenden, ehrbaren und populären Autoren zählte, deren Ruhm und Bedeutung im Großen und Ganzen nicht über ihren Tod hinausreicht. Die zwanzigbändige, in den Jahren 1929–1932

edierte Werkausgabe schien das eher zu bestätigen als zu widerlegen. In den angelsächsischen Ländern denkt man bei dem Nachnamen heutzutage genauso oft an Alphonse Daudets ältesten Sohn Léon, einen hochgradig talentierten Polemiker, der unbeirrt dem Pfad des extremen Nationalismus, Royalismus und Antisemitismus folgte und gemeinsam mit Charles Maurras die *Action française* gründete.

Daudet mochte mit den großen Schriftstellern seiner Zeit an einem Tisch sitzen, doch fand er sich auch in einem weniger beneidenswerten Club wieder – dem der syphilitischen Literaten. Aber auch hier steht er etwas im Schatten der »großen Drei«: Baudelaire, Flaubert und Maupassant. Wahrscheinlich gebührt Daudet der vierte Platz – gemeinsam mit Edmond de Goncourts jüngerem Bruder Jules. Daudet hatte sich schon im Alter von siebzehn Jahren mit Syphilis infiziert, kurz nach seiner Ankunft in Paris, doch zumindest konnte er von sich behaupten, sich in einem gehobeneren – literarischeren – Milieu angesteckt zu haben als die anderen, nämlich bei einer *lectrice de la cour*, die im kaiserlichen Palast vorlas. Gegenüber Goncourt sprach Daudet von einer Dame »aus der höchsten Gesellschaft«.

Nach der ursprünglichen Diagnose der Syphilis und einer Quecksilberbehandlung folgte eine lange Latenzperiode. Daudet arbeitete, publizierte und wurde berühmt. Er heiratete im Jahr 1867, wurde

Vater von drei Kindern und führte weiterhin ein ausschweifendes und unbekümmertes außereheliches Sexualleben. Nachdem er im Alter von zwölf Jahren seine Unschuld verloren hatte, war er in sexuellen Dingen, wie er selbst gestand, immer »ein echter Draufgänger« gewesen. Er schlief mit etlichen Mätressen seiner Freunde, und ungefähr zehnmal pro Jahr überkam ihn das Bedürfnis nach extravaganteren sexuellen Praktiken, die Madame Daudet unmöglich gutheißen konnte. Alkohol führte bei ihm unweigerlich zu Ausschweifungen (gefolgt von kurzlebiger Reue), wie so viele andere Anlässe auch. Im Jahr 1884 wurde er wegen einer Hydrozele operiert. Nach dem schmerzhaften Legen einer Drainage an einem stark angeschwollenen Hoden (und der Wiederholung des Eingriffs, da der erste Versuch fehlgeschlagen war) hätten die meisten Männer wahrscheinlich wochenlang die Hosen nicht mehr heruntergelassen, aber Daudet machte sich schnurstracks auf die Suche nach einer Frau. Im Jahr 1889 erzählte Daudet Edmond de Goncourt von einem Traum, in dem er sich vor dem Jüngsten Gericht verteidigen musste, wo er wegen des »Verbrechens der Sinnlichkeit« zu einer Strafe von dreitausendfünfhundert Jahren in der Hölle verurteilt werden sollte.

Als die Syphilis in das tertiäre Stadium eingetreten war, litt Daudet anfangs an »rheumatischen« Beschwerden sowie an schweren Ermüdungser-

scheinungen und Hämorrhagien. Aber zu Beginn der achtziger Jahre wurde zunehmend klar, dass Daudet an Neurosyphilis laborierte. In diesem Stadium, medizinisch korrekt mit dem Terminus *Tabes dorsalis* bezeichnet, ist ein syphilitischer Befall des Rückenmarks zu registrieren. In Daudets Fall waren die schwerwiegendsten Folgen Ataxie, die zunehmende Unfähigkeit, die eigenen Bewegungen zu koordinieren, und schließlich die Paralyse. Im Jahr 1885 erklärte Jean-Martin Charcot, der berühmteste Neurologe seiner Zeit, Daudet für »verloren«, doch dieser sollte nach der Verkündung des Todesurteils noch zwölf Jahre leben – von immer stärker werdenden Schmerzen und Schwächezuständen gepeinigt. Er konsultierte die besten Spezialisten, die ihn in die ausgesuchtesten Kurorte schickten und ihm Anwendungen und Schlambäder verordneten. Wie brutal oder exotisch sie auch sein mochten – Daudet versuchte es mit sämtlichen seinerzeit neuen Behandlungspraktiken. Charcot etwa empfahl die Seyre-Methode, bei der der Patient einige Minuten lang aufgehängt wurde, einen Teil der Zeit nur an einem Kiefernbaum. Diese Prozedur verursachte zwar extreme Schmerzen, brachte aber kaum positive Resultate. David Gruby, ein bei Künstlern beliebter Arzt, zu dessen Patienten beispielsweise Chopin, Liszt, George Sand, Dumas (*père et fils*) und Heine zählten, versuchte es mit einer extravagan-

ten Diät. Der Tag begann mit einer aus verschiedenen Korn- und Gemüsesorten zusammengebrauten Suppe, die Daudet aber dermaßen die Eingeweide zu zerreißen drohte, dass dieser Tortur – seinen eigenen Worten zufolge – der Tod vorzuziehen sei. In seinen letzten Lebensjahren probierte er es mit der Brown-Séquard-Methode, einer Abfolge äußerst schmerzhafter Injektionen, bei denen dem Patienten ein Wundermittel gespritzt wurde, das man aus Meerschweinchen gewonnen hatte (eines Tages erfuhr Daudet von dem Mann, der ihm die Spritzen verabreichte, ihm seien die Meerschweinchen ausgegangen und er versuche es jetzt ersatzweise mit einem aus den Hoden von Bullen gewonnenen Extrakt). Auch Zola unterzog sich dieser Behandlung, allerdings um seine sexuelle Potenz zu steigern. Bei dem schwer leidenden Daudet schien die Behandlung zunächst anzuschlagen und sogar wahre Wunder zu bewirken, doch die positiven therapeutischen Effekte verpufften sehr schnell.

Kein einziger dieser Ärzte war ein Quacksalber (Charles-Édouard Brown-Séquard beispielsweise war Professor für Physiologie und Neuropathologie in Harvard und demonstrierte, dass man auf experimentellem Wege bei Meerschweinchen Epilepsie auslösen kann). Jeder dieser Mediziner versuchte die unbesiegbare Krankheit auf seine Weise zu überlisten. Wie viele andere, die an Neurosyphilis litten,

verließ sich auch Daudet bald immer mehr auf große Dosen von Palliativen, besonders auf Chloral, Bromid und Morphinum. Zu unterschiedlichen Zeiten injizierten ihm seine Frau, sein Sohn Léon oder sein Schwiegervater das Morphinum. Im März 1887 setzte ihm Léon zwei Spritzen nacheinander, verweigerte aber eine dritte Injektion. Daudet ging umstandslos zu seinem Schwiegervater, der ihm zwei weitere verabreichte (der Schwiegervater war ebenfalls Morphinist, Daudets Sohn bevorzugte Laudanum). Immer häufiger setzte er sich auch selbst die Spritzen – nicht eben einfach für einen Mann, der an Ataxie und extremer Kurzsichtigkeit leidet. Seinen eigenen Worten nach hat er sich im Juni 1891 einmal selbst fünf Injektionen nacheinander verabreicht, obwohl er schon im vorhergehenden Oktober festgestellt hatte, dass es praktisch keine Stelle seines Körpers mehr gebe, wo er die Nadel noch ansetzen könne.

Daudets persönliche und literarische Reaktion auf seinen Zustand war bewunderungswürdig. »Tapferkeit ... besteht darin, andere nicht zu verängstigen«, schrieb Philip Larkin. Etliche Zeitgenossen bezeugen Daudets beispielhaftes Verhalten. André Ebner, sein letzter Sekretär, erinnert sich daran, wie Daudet eines Morgens mit einem Freund zusammensaß – mit geschlossenen Augen, kaum in der Lage, etwas zu sagen, von Schmerzen gepeinigt. Doch als der Türknauf sich leise drehte, war er schon auf

den Beinen, bevor Madame Daudet das Zimmer betreten hatte. Die Farbe war in seine Wangen zurückgekehrt, und er lächelte. Seinem beruhigenden Tonfall war von der Krankheit nichts anzumerken. Aber als die Tür sich wieder schloss, ließ Daudet sich ermattet in seinen Sessel fallen. »Leiden ist gar nichts«, murmelte er vor sich hin. »Es geht nur darum, seine Nächsten nicht ebenfalls leiden zu lassen.« Dies ist eine einwandfreie und schwer in die Tat umzusetzende Haltung (die heutzutage aus der Mode gekommen ist). Sie führte Daudet zu einer intimen Kenntnis all jener Ironien und Paradoxien, die sich mit einer langjährigen Krankheit verbinden. Umgeben von geliebten Menschen, aber nicht willens, ihnen den eigenen Schmerz aufzubürden, bagatelisiert man bewusst sein Leiden – und bringt sich genau dadurch um den Trost, nach dem man sich so sehr sehnt. Dann entdeckt man, dass der eigene Schmerz, der für den Leidenden ständig neue Formen annimmt, den anderen als sich bloß wiederholend und banal erscheint. Man muss fürchten, sie mit seinem Leiden zu langweilen. Unterdessen führt die geistige Vorwegnahme zukünftiger Qualen – und die Angst, auf die geliebten Nächsten abstoßend zu wirken – dazu, dass einem der Selbstmord nicht nur als verlockende Idee, sondern als geradezu logische Konsequenz erscheint. Der Haken bei der Sache ist nur, dass diejenigen, die man liebt, bereits beschlos-

sen haben, dass man weiterleben soll – und sei es auch nur um ihretwillen.

Daudets andere Reaktion auf sein Leiden bestand darin, darüber zu schreiben. Er begann sich Notizen zu machen, aber das Buchprojekt war mit allerlei Schwierigkeiten verbunden. Ihm schwebte kein Roman vor, sondern eine aufrichtige Konfession – aber wie war das für einen verheirateten Mann möglich, musste diese doch auch die »sexuellen Sehnsüchte und die Todessehnsucht, die die Krankheit mit sich bringt« beinhalten? Im Jahr 1888 glaubt er, das Problem der Form gelöst zu haben. Eine Autobiographie schließt er weiterhin aus, selbst wenn sie erst nach seinem Tod veröffentlicht werden sollte. Daudet will kein »Testament der Beschwerden gegen seine Familie« hinterlassen. Aber er hat eine andere Idee. »Hören Sie, die Sache beginnt so«, erklärte Daudet Goncourt. »Die Terrasse des Hotels in Lamalou. Irgendjemand sagt: ›Er ist tot!‹ Dann eine Charakterskizze von mir, von mir selbst entworfen. Anschließend drückt mir der Diener des Verstorbenen ein Notizbuch in die Hand. Verstehen Sie? Auf diese Weise geht es in dem Buch nicht um mich. Ich selbst bin darin nicht einmal verheiratet. Das ermöglicht mir ein Kapitel, in dem ich das Leiden in der Familie mit dem einsamen Leiden vergleichen kann. Da dieses Notizbuch mir eine fragmentarische Form erlaubt, kann ich über alles reden, ohne mich um

Übergänge kümmern zu müssen.« In dieser ins Auge gefassten Lösung zeigt sich das Bemühen um Verständnis, aber auch Verzweiflung. Madame Daudet überzeugte ihren Mann von der Undurchführbarkeit des Projekts. Sie habe, so ihr Sohn Lucien, argumentiert, dass ein solches Buch unvermeidlich als der letzte Akt einer literarischen Karriere aufgefasst werden würde und Daudet sehr wohl daran hindern könnte, danach noch etwas anderes zu veröffentlichen. Diese Bedenken waren entweder aufrichtig gemeint oder aber außerordentlich raffiniert.

Es gibt keinerlei Hinweise, dass Daudet jemals ernsthaft mit der Arbeit an seinem Buch über den Schmerz begonnen hat. Aber er machte weiter Notizen, sprach über sein Projekt und äußerte sich (kurz vor seinem Tod) sogar in Gesprächen mit Journalisten über die Fortschritte, die er dabei machte. Allerdings stand der Titel des Buchs für Daudet von vornherein fest: *La Doulou* – das provenzalische Wort für *douleur*. Goncourt hielt den Titel zwar für »abscheulich«, erwartete jedoch ein außerordentliches Resultat, da der Autor alles, was darin enthalten sein würde, selbst durchlebt hatte – »sogar nur zu sehr«. Jenes etwa fünfzig Seiten starke Bändchen, das im Jahr 1931 schließlich unter dem Titel *La Doulou* erschien, enthielt Notizen – Notizen über seine Leiden, die Symptome seiner Krankheit, seine Ängste und andere Reflexionen. Darüber hin-

aus gibt es Einblicke in das skurrile gesellschaftliche Leben der Besucher von Duschbädern und Kurorten. Aber diese Notizen *sind* außerordentlich – Daudet hatte recht, in sich genau den richtigen Mann für dieses Thema zu sehen. Als »echter Homme de Lettres« stand er Turgenjew in nichts nach. Er war es schon seit seinen Anfängen. Als Daudet sechzehn Jahre alt war, starb sein Bruder Henri, und ihr Vater brach in verzweifelte Schmerzensschreie aus: »Er ist tot! Er ist tot!« Später schrieb Daudet, er sei sich schon damals seiner zweigeteilten Reaktion auf diese Szene bewusst gewesen. »Mein erstes Ich konnte sich der Tränen nicht erwehren, aber mein zweites Ich dachte: ›Was für ein fulminanter Schmerzensschrei! Auf der Bühne würde er sich wirklich gut machen!« Seit dieser Zeit sah er in sich einen *homo duplex*. »Ich habe oft über diese schreckliche Art von Persönlichkeitsspaltung nachgedacht. Dieses furchtbare zweite Ich ist immer präsent. Es ist, als säße es auf einem Stuhl und beobachtete dabei, wie das erste Ich aufsteht, handelt, lebt, leidet und sich abstrampelt. Nie ist es mir gelungen, dieses zweite Ich betrunken zu machen, es zum Weinen zu bringen oder einzuschläfern. Und wie tief dieses zweite Ich in die Dinge hineinsieht! Und wie spöttisch es sie ins Visier nimmt!«

»Der Künstler, so wie ich ihn sehe, ist ein Ungeheuer, jemand, der sich gleichsam außerhalb der

Natur stellt«, schrieb Flaubert. Auch Daudet begegnet in den zitierten Zeilen einem Teil seiner selbst als Ungeheuer und ist beinahe abgestoßen von den Voraussetzungen, die es braucht, ein Schriftsteller zu sein. Einigen Autoren gelingt es, das zweite Ich einzuschläfern oder es betrunken zu machen, andere sind sich seiner Präsenz nicht permanent bewusst. Wieder andere haben ein waches und eindrucksvolles zweites Ich, aber nur ein wertloses und langweiliges erstes. Graham Greenes Bemerkung, der Schriftsteller benötige ein Stück Eis in seinem Herzen, ist zutreffend, aber wenn das Eisstück zu groß ist und das Herz erstarren lässt, bleibt dem zweiten Ich nichts mehr zu beobachten – zumindest nichts Interessantes.

Daudet hatte den kalten Blick, aber auch ein mitfühlendes, leidendes Herz. Doch er besaß auch einen Blick für das Unspektakuläre. Was sich im Umkreis einer Krankheit abspielt, mag dramatisch oder sogar heroisch sein, aber die Krankheit selbst ist etwas Gewöhnliches, Alltägliches, Langweiliges. Turgenjew verglich den eigenen Körper mit einer Banane; als Daudet von einem heftigen ataktischen Anfall heimgesucht wurde, bei dem er jede Kontrolle über die Koordination seiner Beine verloren hatte, fühlte er sich an einen Scherenschleifer erinnert (dieser Vergleich mag einigen zeitgenössischen Lesern nicht mehr viel sagen, doch noch vor wenigen Jahrzehn-

ten sah man umherziehende Scherenschleifer in den Straßen. Um die runden Steine auf ihren fahrbaren Gestellen mit ausreichender Geschwindigkeit rotieren zu lassen und Messer und Scheren daran schärfen zu können, musste der Schleifer fieberhaft ein Pedal auf- und abbewegen). Dieses Bild ist treffend, unheroisch und aus dem täglichen Leben gegriffen.

Obwohl in *La Doulou* die Fragmente in einer gewissen Abfolge stehen und es eine gewisse Entwicklung gibt, bleibt der Text doch eine Sammlung von Notizen, was aber nicht notwendigerweise als Nachteil zu werten ist. Wenn es um das eigene Sterben geht, scheint der Fragmentcharakter die angemessene Form zu sein. Bruchstückhafte Notizen verweisen auf die verronnene Zeit und das Leiden, die zwischen den Einträgen liegen: Auf den fast fünfzig Seiten ist die Leidenserfahrung etwa eines Jahrzehnts verdichtet. Notizen verringern die Gefahr egomanischer Exzesse (wie bei Brodkey), die Gefahr der Verstellung und übertriebener Kunstbemühung. Daudet war ein Realist, dessen Schreiben sich häufig sehr eng an seinem eigenen Leben orientierte – in diesem Buch, das sein Sohn Léon »ein gnadenloses und unversöhnliches Brevier« nannte, schmiegt es sich seinem eigenen Tod an.

Über die Unsterblichkeit, ein Thema, das er im Jahr 1891 mit Goncourt diskutiert hatte, machte sich Daudet keinerlei Illusionen. Goncourt vertrat die

Ansicht, der Tod bedeute die totale Vernichtung, und der Mensch sei nichts als eine flüchtige Zusammenballung von Materie. Selbst wenn es einen Gott gäbe, würde man ihn mit der Erwartung, dass er jedem Einzelnen von uns ein neues Leben schenken müsse, zu sehr zum Buchhalter degradieren. Daudet stimmte seinem Freund ohne Abstriche zu, und dann erzählte er Goncourt von einem alten Traum, in dem er durch Ginsterbüsche spazierte. Überall um sich herum hörte er das schwache Hintergrundgeräusch aufplatzender Samenhülsen. Letztlich, so folgerte er, sei unser Leben nicht mehr als dies – das leise Knistern aufplatzender Hülsen.

Julian Barnes (2002)

VORWORT ZUR FRANZÖSISCHEN ERSTAUSGABE

von André Ebner, Daudets letztem Sekretär

»*Dictante dolore.*«

Im Land der Schmerzen lag dreißig Jahre lang in den Archiven von Madame Alphonse Daudet. Die Witwe und Mitarbeiterin des Meisters zögerte stets, dem Publikum dieses Zeugnis eines der scharfsinnigsten Männer zu übergeben, der sein eigenes Leiden mit dem gleichen hellstichtigen Mitleid beobachtet hat, das er den Leiden anderer schenkte, in seinem Werk wie in seinem Leben.

Hätte Alphonse Daudet, bevor er starb, das durchgemacht, was er befürchten musste, wären seinem Tod alle Grauenhaftigkeiten des geistigen Verfalls vorausgegangen und hätte man Stillschweigen bewahren müssen über seine letzten Tage, dann wäre es unmöglich gewesen, *Im Land der Schmerzen* zu veröffentlichen, hätte es doch als das tragische Vorzimmer zu jenem *in pace** gewirkt, das er anspricht.

* Siehe Julian Barnes, *Nachwort*, in diesem Band S. 112.

Doch er wurde jäh hinweggerafft, mehr denn je Herr über sein Genie, über seine strahlende Persönlichkeit, über seine unvergleichliche Erfahrung, und *Im Land der Schmerzen* ist nur noch ein weiterer Beweis – der traurigste, aber vielleicht der fruchtbarste – für diese Erfahrung.

Die Zeit, je ferner sie rückt, lässt im Halbdunkel, was sie grausam erleuchtete, und wirft ihr Licht auf das, was man einst nicht sehen konnte.

Heute sind die Schmerzensschreie, die von diesen Seiten aufstiegen, zu »Berichten« körperlicher Niederlagen, zu moralischen Siegen geworden, unsterbliche Echos eines Pechs, das sagt: »Ihr alle, die ihr leidet, macht aus eurem Leiden einen Anstoß zur Erhöhung; gebraucht euer Übel, um euer Übel zu vergessen, um gut zu werden, um besser zu werden; denkt an mich, der ich mitten im Glück, mitten im Ruhm plötzlich zum Tode verurteilt war und nur noch daran dachte, mein Leiden zu beobachten, um es als Beispiel zu hinterlassen für meine Doppelgänger im Schmerz.«

1931

I

ΜΑΘΗΜΑΤΑ – ΠΑΘΗΜΑΤΑ

»Μαθήματα – Παθήματα«¹ –

Die elementaren Wahrheiten. – Der *Schmerz*.

Was machen Sie im Augenblick?

Ich leide.

Vor dem Spiegel meiner Kabine, beim Duschen, welch ausgemergelter Körper! Was für ein komischer kleiner Alter ich doch plötzlich geworden bin.

Mit einem Satz von fünfundvierzig auf fünfundsechzig. Zwanzig Jahre, die ich nicht gelebt habe.

Die Dusche – Kabinennachbarn: kleiner Spanier, russischer General. Magerkeit, fiebrige Blicke, armselige Schultern.

Monsieur B., dem Absinth verfallen.

Gegen Ende des Tages kommen Männer von der Börse.

Im Hintergrund, der Fechtsaal. Ayat mit seinen Adjutanten. Choderlos, der Stockfechter.

1 Variante einer gängigen griechischen Wendung: »Leiden sind Lehren.«

Savate². Faustkampf. Monsieur de V. (seit Jahren zwei Duschbäder täglich) wird Gewichte heben, sich danach wiegen.

Hin und Her des Rollstuhls.

Das Schwitzbad.

Dieser Monsieur B., manchmal im Rollstuhl, fett, weißes Fleisch, gesundes Aussehen; ein andermal gebeugt, gestützt, trippelnd.

Duschgeräusche, dumpfe Stimmen, im Hintergrund das Geklirr der Degen. Der Anblick dieses physischen Lebens, an dem ich nicht mehr teilnehmen kann, löst tiefe Traurigkeit in mir aus.³

Arme Vögel in der Nacht, gegen Mauern prallend, trotz geöffneter Augen wie blind ...

Was für eine Qual, von den Duschbädern durch die Champs-Élysées zurückzugehen, sechs Uhr, ein schöner Tag, Stuhlreihen.

Das Bemühen, aufrecht zu gehen, die Angst vor

2 Savate-Boxe Française: Französischer Kampf- und Übungssport.

3 Im April 1885, während er auf unsicheren Beinen um seinen Billardtisch ging, erzählte Daudet Goncourt, er habe hier mit einem der stellvertretenden Kommandeure fechten wollen, sei dabei aber gestürzt. »Wie konnte es nur so weit kommen, dass ich, dessen Geist weiterhin über die Jugend, die Vitalität und die Energie der besten Jahre verfügt, jetzt mit einem Körper wie einem nassen Lappen ende?«

einem dieser stechenden Schmerzanfälle – die mich auf den Schlag innehalten lassen oder mich verdrehen, mich zwingen, wie ein Scherenschleifer das Bein zu heben. Gleichwohl ist das der bequeme Weg, für die Füße am wenigsten schmerzhaft, denn ich muss laufen.⁴

Rückkehr von der Dusche mit X., Hirnerkrankung, ich gebe ihm neue Kraft, »massiere« unterwegs seine Seele, dieses so menschliche Vergnügen, mir selbst Lebenskraft einzuhauchen.

»Nachbars Leid gibt Kraft und heilt.« Sprichwort aus dem Midi, Land der Kranken.

»Das Schiff liegt an der Kette«, sagt man in der Seemannssprache. Es bräuchte ein Wort dieser Art, um die Krise zu erläutern, in der ich mich befinde...

Das Schiff liegt an der Kette. Wird es je wieder ablegen?

Tod des Vaters. Totenwache. Begräbnis. Was ich gesehen habe, was mir wieder einfällt, was mir keine Ruhe lässt.⁵

4 Daudet gegenüber Goncourt (*Journal*, 19. Juni 1884): »Ich muss laufen, um meine Schmerzen zu verringern.«

5 Vincent Daudet war im Jahr 1875 gestorben.

Erinnerung an meinen ersten Besuch bei Dr. Guyon, Rue de La Ville-l'Évêque. Er untersucht mich; Blasenkontraktion; ein wenig gereizte Prostata, eigentlich nichts. Und mit diesem *Nichts* begann *alles*: Die Invasion.⁶

Sehr alte Vorboten. Eigentümliche Schmerzen: feurige Flammenstrahlen, meinen Körper zerschneidend, entzündend.

Traum von einem Schiffskiel, so schmal, so schmerzhaft.⁷

Augenbrennen. Fürchterlicher Schmerz bei Lichtreflexen.

Seither Kribbeln in den Füßen, Brennen, Empfindsamkeit.

6 Félix Guyon (1831–1920), der berühmte Urologe. »Urologische Probleme« sind typisch für das Anfangsstadium von *Tabes dorsalis*.

7 »Heute Abend erzählte uns Daudet, er träume schon sehr lange einen Traum, in dem er sich als Schiff fühle, dessen Kiel ihm Schmerzen bereite: In seinem Traum lege er sich dann auf die Seite. Wegen der hartnäckigen Wiederkehr des Traums hat er Dr. Potain gefragt, ob dieser darauf hindeute, dass seine Wirbelsäule sich auflöse. Potain hatte dafür nur ein Lachen übrig.« (Goncourt, 9. Juli 1885)